

aus, als gehöre sie zu den Bühnentechnikern oder vielleicht zu den Caterern. Die Frau hatte die Hände in die Hüften gestemmt und funkelte die beiden Sicherheitsleute wütend an. Einer der Klone wich etwas zurück. Kieffer musste lächeln. Wenn Valérie Gabin in Rage geriet, musste man sich in Acht nehmen. Niemand wusste das besser als er. Trotzdem fand er, dass sie gerade in diesen Momenten besonders hinreißend aussah.

Er hatte keinen Zweifel daran, dass seine Freundin problemlos mit einem ganzen Bataillon französischer Geheimdienstler fertig würde. Dennoch ging er zügigen Schrittes zur Treppe. Als er die breiten Stufen hinabgestiegen war, fand er sich in heillosem Chaos wieder. Überall im Erdgeschoss standen Kisten, Bühnenelemente und Stühle herum, Monteure und Handwerker wuselten hin und her. In einer Art Slalomlauf bewegte sich der Koch auf die Streitenden zu. Ohne ein Wort zu sagen, postierte er sich einen halben Meter hinter Valérie.

»... Sie wollen Jean Soubec vorschreiben, wie er sein Essen zu servieren hat?«, fragte sie. »*Jean Soubec*? Einem Kommandeur der Ehrenlegion? Der Mann ist ja wohl über jeden Zweifel erhaben.«

Bevor ihr Gegenüber etwas erwidern konnte, schüttelte Valérie ungläubig den Kopf und fuhr fort. »Völlig absurd! Soubec ist übrigens ein guter Freund Ihres Chefs. Der Präsident ist der Patenonkel seines jüngsten Sohnes.«

Einer der beiden Sicherheitsleute, ein vielleicht vierzigjähriger Mann mit Kuhaugen und kantigem Kinn, erwiderte: »Madame Gabin, es geht ja nicht um Monsieur Soubec. Aber können Sie für die über fünfzig Köche bürgen, die er mitbringt?«

»Sie haben deren Namen seit acht Wochen. Ausreichend Zeit, ihre Backgroundchecks zu machen.«

»Natürlich. Aber damals gingen wir noch davon aus, dass nur einige Minister anwesend sein werden. Wenn der Präsident kommt, reden wir von einem völlig anderen Gefahrenpotenzial, von einer anderen Sicherheitsstufe mit anderen Protokollen. Deshalb kann das Menü in dieser Weise nicht genehmigt werden.«

Auf der morgigen Party würde es – das war bei einer Feier des Guide Gabin natürlich zwingend – allerlei Leckereien geben. Die Gäste bekamen Fingerfood und Kanapees serviert, die von fünf Küchenchefs zubereitet wurden, die im vergangenen Jahr alle mit dem dritten Stern geadelt worden waren. Kieffer konnte sich nicht erinnern, je auf einer Feier gewesen zu sein, wo Fünfzehn-Sterne-Schnittchen gereicht worden wären. Und dies war nur das Essen fürs Fußvolk. Später am Abend würde einigen handverlesenen Gästen in einem kleinen Salon im hinteren Teil des Gebäudes ein Mitternachtsdinner serviert, bestehend aus sieben Gängen, zubereitet von niemand anderem als dem Großen Soubec, dem berühmtesten Koch der Welt. Seit über fünfzig Jahren besaß sein Restaurant im Lyonnais drei Sterne. Er musste weit über achtzig sein und kam nur

selten nach Paris. Dass er dort noch einmal kochte, war ein Jahrhundertereignis, zumindest für die eingefleischten Gourmets, die bei diesem Dinner zugegen sein würden. Was es geben würde, wusste niemand. Man munkelte jedoch, Soubec habe ein völlig neues Gericht kreiert, das den Namen des Präsidenten trage. In Kieffers Augen war das fürchterliche kulinarische Arschkriecherei. Insofern teilte er die Meinung des Sicherheitsmannes, dass die Abendveranstaltung eigentlich untragbar war – wenn auch aus völlig anderen Gründen.

»Wollt ihr Soubec jetzt vorschreiben, was er kochen darf, oder was?«, blaffte Valérie Gabin.

»Nein, Madame. Es geht um die Cloches.«

»Die Cloches?«, wiederholte Valérie. Sie schaute ihr Gegenüber verständnislos an. Statt zu antworten, vollführte dieses eine Handbewegung, woraufhin sein Kompagnon einen Tabletcomputer hervorzog und darauf herumwischte. Kurz darauf reichte er ihn seinem Kollegen, der ihn wiederum Valérie hinhielt.

»Dies ist ein Grundriss des Erdgeschosses, mit allen Umbauten, die der Guide hat vornehmen lassen. Die Küche ist hier, das Überraschungsdinner jedoch dort, auf der anderen Seite.«

»Ja, und?«

»Laufweg«, murmelte Kieffer leise.

»Ganz recht«, erwiderte der Sicherheitsmann. »Da Sie die ehemaligen Dienstbotengänge entfernt haben, um mehr Platz zu schaffen, müssen die Kellner mit ihren Tablettts zwangsläufig durch den großen Saal, in dem zu diesem Zeitpunkt eine Menge Leute sein werden. Richtig?«

»Ja, ich denke schon«, erwiderte die Gabin-Chefin.

»Das an sich wäre noch nicht so schlimm. Uns ist jedoch zu Ohren gekommen, dass Monsieur Soubec alle Speisen mit Cloches zu servieren gedenkt.«

»Vermutlich. Geht ja auch kaum anders«, sagte Valérie Gabin.

»Und warum nicht?«, fragte das Eisenkinn.

Kieffer konnte sehen, dass Valérie alle Mühe hatte, nicht die Beherrschung zu verlieren.

»Erstens«, antwortete sie gepresst, »weil Jean Soubec, gemäß der Tradition klassischer französischer Küche, stets silberne Cloches über seine Teller stülpt. Zweitens, weil das Essen sonst auf dem langen Weg durch den Saal Schaden nimmt.«

»Schaden? Sie meinen, es wird kalt?«

»Das ist Sterneküche auf höchstem Niveau, Monsieur Perrache. Die Luft im Saal wird nicht gut sein. Leute schwitzen, Leute husten. Die Teller offen durch den Raum zu

tragen, das geht nicht. Und dann« – Sie lächelte dünn – »wäre da noch ein weiterer Aspekt.«

Kieffer kannte dieses Lächeln und hielt die Luft an. Der Geheimdienstler schaute fragend.

»Es ist ein gottverdammtes Überraschungsmenü! Soubec wird alle Gänge selbst annoncieren, erst dann nehmen die Kellner die Hauben ab. Keine Cloches, kein *menu surprise*. Wollen Sie dem Präsidenten wirklich diesen kleinen Spaß nehmen?«

Das Eisenkinn machte eine Geste unaufrichtigen Bedauerns. »Das Risiko ist aus unserer Sicht zu hoch.«

Kieffer hatte sich eigentlich heraushalten wollen, aber nun brach es aus ihm heraus. »Glauben Sie im Ernst, dass jemand eine Handgranate unter eine der Cloches legt? Das ist doch ...«

»... lächerlich? Keineswegs. Wissen Sie, Monsieur ...«

»Kieffer.«

»Ah, ja, Sie sind der Lebensgefährte von Madame Gabin. Aus Luxemburg, richtig? Monsieur Kieffer, die Russen haben im Kalten Krieg sogar Teller aus Plastiksprengstoff entwickelt, mit eingebautem Drucksensor. Sahen aus wie Meißner, aber wenn man versuchte, sein Entrecôte zu schneiden, explodierte der Teller. Ihnen mag das alles weit hergeholt erscheinen, aber es ist mein Job, alle Eventualitäten zu beachten. Unter einer Cloche könnte man so ziemlich alles verstecken – Messer, Pistolen, und ja, auch Handgranaten. Jede Cloche ist deshalb ein Sicherheitsrisiko.«

Valérie schüttelte müde den Kopf. Kieffer lächelte. »Vielleicht sollte der französische Geheimdienst einfach die Kellner stellen. Dann wäre Soubecs kulinarischer Sprengstoff vom Pass bis zum Tisch in Ihrer Hand.«

Der Koch hatte es als Witz gemeint, aber der Geheimdienstler nickte langsam.

»Das wäre wohl die beste Lösung. Wenn Sie erlauben, Madame, werde ich das mit Monsieur Soubecs Chef de Service besprechen?«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, sagte Valérie. Die beiden Männer verabschiedeten sich und verschwanden zwischen zwei Bühnenaufbauten. Als sie fort waren, legte Kieffer den Arm um seine Freundin. Sie seufzte. »Ich wusste, dass das anstrengend wird – die Sterneköche, die Bühne, die Presse, das ganze Brimborium. Aber diese Jung hatte ich nicht auf dem Schirm.«

Sie schaute ihn aus ihren großen grünen Augen an. »Ich habe Angst, dass die mir den ganzen Event versauen.«

»Das werden wir nicht zulassen«, antwortete Kieffer. Er zeigte auf die Balustrade mit den Büchern, auf den riesigen, glitzernden Kronleuchter über ihnen. »Das ist alles schön

geworden, da kann eigentlich nichts mehr schiefgehen. Spätestens nach dem dritten Glas Champagner nimmt diese Geheimdienstfuzzis niemand mehr wahr.«

»Hoffentlich.« Sie senkte den Kopf. »Diese Leichtigkeit, die so was früher hatte ...«

Kieffer wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Gern hätte er Valérie widersprochen, aber er wusste, dass sie recht hatte. Immer noch waren überall in der Stadt Polizisten postiert.

»Musst du noch was machen, Val?«

Sie seufzte. »Tausend Sachen.«

»Es ist aber schon halb elf, und wenn ich das richtig sehe, gibst du morgen früh schon wieder Interviews für die geneigte Welpresse. Du solltest jetzt Schluss machen.«

»Ich kann doch eh nicht schlafen«, antwortete sie.

»Deine Augenringe sagen was anderes«, erwiderte Kieffer.

Sie verzog die Mundwinkel. »Da ist er wieder, der berühmte Luxemburger Charme. Außerdem habe ich Hunger.«

»Wieder den ganzen Tag nichts gegessen? Die Caterer schleppen hier doch seit heute Morgen tonnenweise Zeug rein.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Keine Zeit gehabt.«

»Komm, wir fahren heim. Und ich koch dir was.«

»Außer Kaffee hab ich nichts da.«

»Ich weiß. Wie immer, oder? Keine Sorge. Ich lass mir was einfallen.«

Sie verließen das Maison Gabin. Nachdem sie die Straße überquert hatten, blieben sie kurz stehen und schauten noch einmal zurück. Das Gebäude lag im Dunkeln, sämtliche Fenster waren verhängt. Erst morgen sollte das goldene »G« über dem Eingang angeschaltet werden, ebenso wie die restliche Beleuchtung. Dann würden die neonfarbenen Umrisse des kleinen, dicken Georges sowie seine überdimensionierte Toque, seine Kochmütze, weithin sichtbar sein. Die Cartoonfigur stammte noch aus den Zwanzigerjahren, Valéries Werbeagentur hatte sie unlängst wiederbelebt. Sie sollte dem altehrwürdigen Guide etwas Retro-Charme verleihen.

Kieffer musste zugeben, dass das Gabin-Gebäude recht originell war. Architektonisch handelte es sich innen wie außen um einen Mischmasch aus verschiedenen Stilen. In der einem Bogen nachempfundenen Front war ein riesiges Buntglasfenster eingelassen, das den kleinen Georges zeigte. Rechts und links davon erhoben sich fensterlose Türmchen, von denen lange blaue Banner herabhingen, auf denen in goldenen Lettern »LE GUIDE BLEU« stand.

»Was war da eigentlich früher drin?«, fragte er Valérie.

»Bis in die Sechziger eine Papierfabrik. Danach verschiedene Restaurants. Dann gehörte es einer finnischen Telekommunikationsfirma. Als die pleiteging, habe ich zugeschlagen.«

Die beiden liefen ein Stück, bis sie zu einem am Straßenrand abgestellten Sportwagen kamen. Sie stiegen ein und fuhren Richtung Saint-Germain, wo sich Valéries Wohnung befand. Die Straßen waren leer gefegt; kaum eine Viertelstunde später parkten sie in der Tiefgarage und stiegen hinauf ins Erdgeschoss. Valérie gähnte. »Und wo willst du jetzt noch Zutaten fürs Kochen auftreiben? Hat doch nichts mehr offen.«

»Ich hab Quellen, von denen du nichts weißt. Geh schon hoch – ich komme gleich nach.«

Er drückte Valérie einen Kuss auf den Mund und sah ihr einen Moment nach, als sie die Treppe hinaufstieg. Dann wandte er sich ab und lief durch den Flur des Hauses zum Vordereingang. Er musste sich dafür sehr dünn machen, denn neben mehreren Fahrrädern und Kinderwagen stand der Eingang voller Gerümpel: zwei lädierte Louis-quatorze-Stühle, ein knallgrünes Ikea-Regal, ein halb erblindeter Kristallspiegel. Fluchend manövrierte sich Kieffer zwischen dem Plunder hindurch und trat hinaus auf die Straße. Dann ging er in Richtung seines Cafés.

Valérie und er führten eine Fernbeziehung seit mehr als fünf Jahren. Deshalb war Kieffer sehr oft in Paris. Nicht immer behagte ihm das. Paris war großartig, aber der Koch hatte nicht allzu viel für Trubel und Überraschungen übrig. Zu Hause, in der Luxemburger Unterstadt, lief er jeden Morgen denselben Weg zur Arbeit, er aß stets in denselben Bistros, und wenn er in eine Kneipe ging, dann war es stets dieselbe, zwanzig Meter von seinem Haus entfernt. Er mochte diese Beständigkeit; er brauchte sie.

Auch in Paris hatte er sich deshalb einen Ort gesucht, an dem er den Trubel aussperren konnte, an dem sich nie etwas zu verändern schien. Der Laden hieß »Trois Léopards«. Er hatte die Bar eher zufällig entdeckt; sie lag etwas abseits des Boulevard Saint Germain in einer kleinen Seitengasse, die so heruntergekommen aussah, dass sich nur wenige Menschen dorthin verirrt – schon gar nicht die Touristen, die Paris täglich überschwemmten. Wenn Valérie während einem seiner Wochenendbesuche wieder einmal überraschend arbeiten musste, ging Kieffer hierher.

Als er sich dem »Léopards« näherte, konnte er sehen, dass die Jalousie heruntergezogen und die Außenbeleuchtung abgeschaltet war. Aber drinnen brannte noch Licht. Vermutlich hatte Pierre, der Besitzer, wieder einmal abgesperrt, damit seine Stammkundschaft nach Herzenslust gegen das Rauchverbot verstoßen konnte. Kieffer klopfte. Er sah, wie eine Lamelle der Jalousie einen Fingerbreit beiseitegeschoben wurde. Das Schloss klackte, und die Tür schwang auf.